

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 10 (1920)
Heft: 48

Artikel: Zwei Gedichte
Autor: Meyer, Traugott
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644902>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 48 — X. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 27. November 1920

— Zwei Gedichte von Traugott Meyer. —

Im Tod.

Bi näbim Bett no gchzündlet,*)
eleigge= n und elei,
Vum Singe= n isch dr Sunneschyn
i lange Schritte hei.
Und lys isch d'Seel us dyne= n Auge cho
und isch im lysli noh

Und sider bi= n i durewägg elei,
und niene dunkts mi meh dehei!

*) geknickt.

Mys Bild.

Am Wejer stand i scho die lengschti Zyt.
I cha nit furt, es luegt mi öppis a:
mys eige Gsicht. Mys Gsicht? I kenns jo chuum.
Das bi= n i nit! Das isch e frönde Ma.

Und's glurt doch öppis druus wie's eige Weh.
I bi's halt doch! Wie chönnts au andericht sy! —
As i für mi= n e Frönde worde bi,
Dr Fröndicht vu allne, gseh-n-i äntlig y.

— Der umstürzlerische Neubau. —

Von Felix Moeschlin.

(Schluß.)

Die Boden- und Häuserbesitzer hatten den Staat für die Entwertung ihres Eigentums verantwortlich machen wollen. Möchte sich dann der Staat an diesem verdamnten Alexander Müller schadlos halten. Der Antrag hatte hämisch lächelnde Gesichter und scharfe Antworten gefunden. Ob die Herren Häuserbesitzer früher auch geneigt gewesen wären, ihre Gewinne an den Staat abzutreten? Hatte nicht die ganz bescheidene Wertzuwachssteuer, die in Aussicht genommen worden war, entschiedene Ablehnung erfahren? Nun möchten die Herren, die sich so lange auf Kosten des Volkes gemästet, gefälligst auch einmal vom eigenen Fette zehren. Ein bißchen finanzielle Magerkeit stehe ihnen gar nicht übel an. Tatsächliche Werte gingen ja bei all der Entwertung doch nicht zugrunde, sondern nur fiktive. Man sehe eben endlich ein, auf was für einem Vulkan man getanz hat. Daß sich die Steuereinnahmen verminderten, brauche auch nicht tragisch genommen zu werden; denn man dürfe bei der fortschreitenden Selbsthilfe auf eine ganz beträchtliche Entlastung des Staates hoffen; ja, es sei gar nicht ausgeschlossen, daß man des Staates schließlich gar nicht bedürfe; denn wozu brauche dieser Alexander Müller beispielsweise den Staat? Bei diesem Punkte setzte selbstverständlich eine starke sozialdemokratische Opposition ein; aber wir dürfen sie umso eher übergehen, als einer der Fraktionsredner die schönen Worte fand: „Was schimpft

man über diesen Garten? Warum droht man mit Gericht und Staatsanwaltschaft? Es ist ihm auch beim bösesten Willen nichts Gemeingefährliches und Anarchistisches anzusehen. Wenn er eine Versuchung, Verführung, Anstiftung, Aufreizung war — dann war es die des Paradieses. Ja wohl. Dann war es die — leise sei es gesagt; aber ich kann nicht anders, gelispelt werde es nur — der Stimme Gottes, die solange verstummt war.“

„Stimme Gottes, gar nicht übel“, sagte am Abend jener denkwürdigen Grob ratsitzung ein Professor der Nationalökonomie zu einem Kollegen, „insofern nämlich, wenn man die Stimme Gottes der Stimme der Vernunft gleichsetzt. Dann hat der Redner ganz recht; denn sehen Sie, verehrtester Kollege, da haben wir beispielsweise das Problem der Teuerung. Es liegt auf der Hand, daß durch vermehrte Selbsthilfe in der begonnenen Art — die Müllers sollen sich übrigens sogar ihre Kleider und Decken selber weben — es liegt also auf der Hand, daß eine solche Selbsthilfe das Problem um vieles vereinfacht. Die soziale Erziehung des Volkskörpers läßt noch viel zu wünschen übrig. Es ist überhaupt nicht gesagt, daß sich die Sozialisierung des Volksganges je durchführen läßt. Es scheinen ihr Instinkte und nicht greifbare, aber doch deutlich vorhandene Kräfte psychischer Art feindlich gegenüberzustehen. Aber nehmen wir diesen tätigen Einzelnen, wie er sich jetzt wieder zu entwickeln